

ULTIMATELY

Katharina Beta

U L T I M A T E L Y

**letztendlich
gilt Gottes Wille**

Verlag Traugott Bautz

**Bibliografische Information Der Deutschen
Nationalbibliothek**

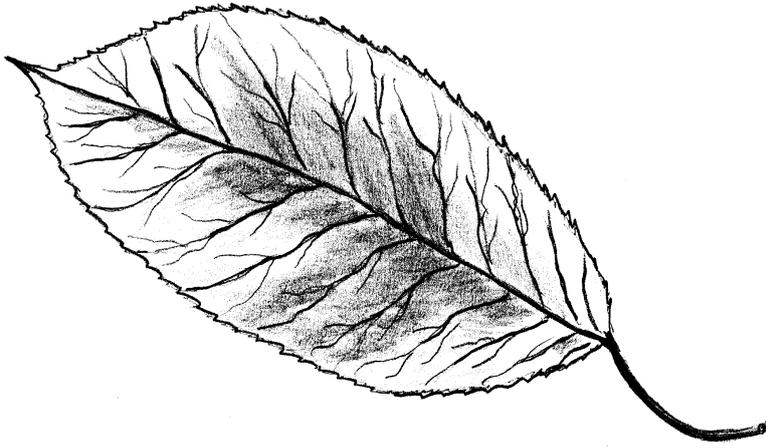
**Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.**

Foto des Titelbildes
Aus Alltäglich und doch Rätselhaft
Das Beste Reader' Digerst, Stuttgart 1994
unter 'Wunder der Natur',
'Lebendige Relikte unserer Vergangenheit'
mit Genehmigung des Verlages in USA
und Fotografen
Susan Fogden 'Wildlife Photographs'

Verlag Traugott Bautz GmbH
99734 Nordhausen 2010
ISBN 978-3-88309-563-9

Zum Inhalt:

	<i>Widmung des Buches</i>	7
Vorwort:	<i>Geist ist der Wanderer</i>	9
I. Kapitel	<i>Ich habe dich geträumt – darum gibt es dich</i>	17
II. Kapitel	<i>Der Geträumte sucht das Gespräch</i>	26
	<i>Ich trage die Verantwortung</i>	45
	<i>Also bleiben wir bei der Frage</i>	64
III. Kapitel	<i>Valerian hat kein Gesicht</i>	76
	<i>Auf dem Felsgestein</i>	84
IV. Kapitel	<i>Die Frage nach dem Weg</i>	90
V. Kapitel	<i>Wurde ich gebildet?</i>	100
VI. Kapitel	<i>Der Gedanken über die Nachfolge</i>	121
	<i>Valerian stellt die Frage nach der Logik</i>	126
VII. Kapitel	<i>Die Liebe in Überlegungen einbinden</i>	133
	<i>Die Frage nach der Gerechtigkeit</i>	148
VIII. Kapitel	<i>Die Frage nach dem Bewusstsein</i>	161
	<i>Valerian fragt nach den Genen</i>	171
	<i>Was ist das, was Ich ist?</i>	174
IX. Kapitel	<i>Was will meine Seele?</i>	189
	<i>Ein Symbol</i>	197
X. Kapitel	<i>Ohne Seele sein?</i>	207
XI. Kapitel	<i>Valerians Erkenntnis</i>	217
	<i>Quellen</i>	248
	<i>Hinweise auf Abkürzungen – Klammerausdrucke</i>	251



Widmung des Buches

Dieses Buch schrieb ich, nachdem sich meine Art zu denken und zu fühlen durch die Begegnung mit Herrn Dr. Robert H. Schuller in Kalifornien veränderte.

Es war 2004 nach Ostern, als ich ihm zum ersten Mal begegnete. Er ist eine der inspirierendsten Persönlichkeiten des 21. Jahrhunderts. Er ist Pastor und hat einen persönlichen Glauben an die unbegrenzte Macht Gottes. Es gelingt ihm, eine positive Einstellung zum Leben und zum Glauben zu vermitteln.

Ich habe nicht ohne Religion gelebt, aber ich war ‚festgefahren‘, unbeweglich, allein vom Kopf geführt. Ich habe biblische Worte gelesen, aber ich war nicht ‚im Wort‘.

Entscheidend ist nicht, dass wir denken, sondern wie wir über unsere Gedanken denken. Mit dem Glauben und dem Denken ist es ähnlich: Hier geht's um die Entfernung zwischen unserem Kopf und dem Herzen.

‚Gott wirkt keine Wunder, wenn wir selbst nichts unternehmen.

Auch eine Schildkröte kommt nicht vorwärts, wenn sie den Kopf nicht aus dem Panzer streckt,‘ sagte Dr. Schuller.

Glaube muss sich aus der Tiefe hervorwagen, damit sich der Erfolg ereignen kann.

Dr. Schuller sprach von seiner Überzeugung, dass jeder

die Person sein kann, die sie nach Gottes Wunsch (oder Willen) sein soll.

Da war er wieder, dieser Begriff: Ein Sterblicher muss ,wollen' was Gott will.

Er muss seinen Willen aktivieren, um so werden zu können, wie Gott ihn haben will. Dazu gehören Glaube und Gottvertrauen.

Ich danke Herrn Dr. Schuller für seine Worte, die mir Anlass wurden, über den ,freien Willen' nachzudenken, während ich mich in der Steppe von Arizona aufhielt.

Ich besuchte meinen besten Freund, mit dem ich seit Jahrzehnten verbunden bin, und erweitere meinen literarischen Kreis durch Kennenlernen der Autoren Raymond M. Sullyan und Jorge Luis Borger, die mich durch das Buch begleiten. Besonders in der Philosophie wird endlos über Willensfreiheit diskutiert.

Oft neigt man zu der Annahme, dass Debatten zu nichts führen, weil viele Fragen eben unlösbar bleiben.

Nachdem ich so großartige positive und Optimismus beeinflussende Worte von Herrn Dr. Robert H. Schuller hörte, schien ,alles möglich'. Freie Gedanken entwickelten sich, Glaube wurde unerschütterlich, mein Standpunkt bekam seine Festigkeit.

Ich widme ihm dieses Buch in Dankbarkeit.

**Katharina Beta
Autorin**

Wien, im Dezember 2009

*Aus nassem Ton formt man
Gefäße;
aber die Leere in ihnen
ermöglicht das Füllen der Krüge.*

*Aus Holz zimmert man
Türen und Fenster;
aber das Leere in ihnen
macht das Haus bewohnbar.*

*So ist das Sichtbare zwar
von Nutzen;
doch das Wesentliche
bleibt unsichtbar.*

Geist ist der Wanderer

Wir wissen was gemeint wird, wenn von einem roten Faden gesprochen wird, der sich durch irgend ein Geschehen zieht und es markiert. So wird im Besonderen vom Lebensfaden gesprochen.

Mit einer leichten Verdickung, oder besser, einem Knäuel, treten wir in unser Leben ein. In neun Monaten entwickeln sich Zellen sehr rasch, bilden einen Auswuchs, nehmen menschliche Gestalt an. Das Ende des Fadens bleibt verborgen wohlverwahrt, unversehrt.

Einen Augenblick - im Begriff der Zeit - gedeihen wir, bringen es zu ein bisschen Vergnügen und Zeitvertreib, sammeln ein paar Erinnerungen, die wir auf ewig bewahren möchten, dann welken wir, gehen aus der Form. Das Fadenende liegt bald in unseren Kindern.

Der Faden reicht ohne Unterbrechung, unauslotbar durch uns, zurück in die Vergangenheit, vorwärts in die Zukunft. Zahllose Verdickungen sind in ihm erschienen, haben ihre Zeit des Wachstums gehabt, und sind abgefallen, wie wir jetzt abfallen. Nichts bleibt außer der Folge von Keimen. Was sich verändert, und im Zuge der Lebensentwicklung neue Strukturen vorantreibt, ist nicht der kurzlebige Auswuchs, sondern sind die erblichen Anlagen im Faden.

Wir sind Träger von Geist. Das Wie, das Warum, das Wohin kennen wir nicht.

Auf unseren Schultern, in unseren Augen, in unseren gequälten Händen lastet das ganze Gewicht dessen, was wir durch unerklärtes Gebiet in die Zukunft tragen, von der wir nichts wissen, nichts wissen können, weil sie ständig neu entsteht.

Wir schleppen unsere Last mit jedem Schlag unseres Herzens ein Stückchen weiter voran, wir dienen mit unserer Hände und unseres Geistes Arbeit unserem Schöpfer. Wir wanken, geben die Last an unsere Kinder ab, werden zu Boden gestreckt, fallen ab, sind verloren, vergessen. Der Geist wandert fort, erweitert, bereichert, seltsamer, vielschichtiger.

Wir werden benutzt. Sollten wir nicht wissen, wer oder was uns benutzt? Wer oder was es ist, dem wir mit solch ahnungsloser Treue dienstbar sind?

Wozu dieses rastlose Streben? Was können wir über das, was wir haben, hinaus noch wollen? Was ist Geist?

‘Von einem Fluss, oder einem Fels’, schreibt Jacques Monod, ‘wissen oder glauben wir zu wissen, dass sie das Resultat des Zusammenspiels physikalischer Kräfte sind, mit denen wir eine Vorstellung vom Plan, Projekt oder Absicht nicht verbinden können. Jedenfalls nicht, wenn wir die grundlegende Prämisse der naturwissenschaftlichen Verfahrensweise teilen, nämlich, dass die Natur objektiv und nicht projektiv ist.’

Von dieser grundlegenden Prämisse geht eine gewaltige Anziehungskraft aus.

Denn wir kennen eine Zeit, die nicht länger als ein paar Generationen zurückliegt, wo noch das genaue Gegenteil zu gelten schien, wo der Fels fallen wollte, der Fluss rauschen oder toben wollte. Eigenwillige Geister durchstreifen das Universum, und bedienen sich der Natur nach Lust und Laune. Und wir wissen, was für ein Gewinn von Verständnis und Macht die Einnahme eines Standpunktes gebracht hat, demzufolge Naturobjekte und –vorgänge, ohne Ziel und Absicht sind: Der Fels will nichts, der Vulkan bezweckt nichts, der Fluss strebt nicht dem Meer zu, der Wind hat kein Ziel.

Aber es gibt noch eine andere Perspektive. Der Animismus der Primitiven ist nicht eine einzige Alternative zur wissenschaftlichen Objektivität. Diese Objektivität mag für Zeiträume gelten, in denen wir zu denken gewohnt sind, aber ihre Wahrheit verlieren, wenn es um enorm viel größere Zeitspannen geht.

Die Annahme, dass Licht sich in gerader Linie unabgelenkt durch benachbarte Massen fortbewegt, leistet uns bei der Vermessung unseres Anwesens beste Dienste, und führt uns doch bei der Abbildung ferner Milchstraßen in die Irre. Ebenso leistet uns die Annahme, dass die Natur, also das *da draußen Gegebene*, absichtslos ist, gute Dienste, so lange wir mit der Natur in Zeiträumen von Tagen, Jahren oder Lebensperioden zu tun haben, und leitet uns doch vielleicht fehl, wenn es um Ewigkeiten geht.

Geist steigt, Materie fällt. Der Geist greift aus wie eine Flamme, wie ein Tanzsprung. Aus dem Nichts erschafft er Form wie ein Gott, ist Gott. Geist war am Anbeginn da, und wenn dieser Anbeginn bereits das Ende eines früheren Beginns war, so war er auch schon bei diesem früheren.

Wenn wir weit genug zurückgehen, kommen wir bei einem Urnebel an, in dem Geist noch nichts weiter ist als ei-

ne atomare Unruhe, ein bebendes Etwas, das nicht in Reglosigkeit und Kälte verharren will.

Materie möchte das Universum in einem gleichmäßigen Verteilungszustand, bewegungslos, fix und fertig haben. Geist möchte eine Erde, einen Himmel und eine Hölle haben. Wirbel und Widerspruch soll sein. Eine strahlende Sonne, die die Finsternis vertreibt, die Gute und Böse bescheint. Materie möchte Gedanken, Erinnerungen, Begierde haben, möchte eine Stufenleiter von Formen wachsender Komplexität und zunehmender Inklusivität schaffen. In einen Himmel hinein streben, der sich beständig weiter zurückzieht, fortwährend die Gestalt wechselt, der, kaum erreicht, Etappe ist, zu ferneren Himmeln, dem letzten...! Aber es gibt keinen letzten, weil der Geist ohne Ende nach oben strebt, abschweifend sich windend, neigend, aber immer nach oben strebend, niedere Formen rücksichtslos für die Schaffung höherer Formen verwendend, sich auf immer größere Innerlichkeit, Bewusstheit, Spontaneität zu bewegend, auf immer größere Freiheit.

Partikel gewinnen Leben. Geist springt weg von der Materie, die ewig sich müht, ihn wieder zurückzuzerren, zur Ruhe zu bringen. Winzige Geschöpfe krümmen sich in warmen Meeren; immer komplexer werden die minuziösen Formen, die einen Augenblick lang Träger eines strebenden Geistes werden.

Sie treffen zusammen, berühren sich; Geist schafft Liebe. Sie berühren sich, etwas wechselt über. Sie sterben und sterben, ohne Unterlass. Wer vermisst die Menge von Laich in den Flüssen der Vergangenheit? Wer zählt die Myriaden von tanzenden Grunions an den Gestaden der Urmeere? Wer hört das nie gehörte Donnern der damaligen Brandung?

Wer weint um die Heere von Präriehasen, um die pelzigen Wogen aus Lemmingen? Sie sterben, sterben, sterben,

aber sie haben sich berührt, und etwas ist übergewechselt. Geist springt auf, schafft neue Körper, immer wieder, immer komplexere Gefäße, um Geist weiter zu tragen, mehr Geist weiter zu reichen an die, die nachfolgen.

Das Virus wird Bakterie, wird Alge, wird Farn.

Der Druck des Geistes sprengt den Stein, treibt den Baum empor.

Die Amöbe streckt in unablässiger Bewegung weiche, stumpfe Arme aus, um die Welt zu fassen, kennen zu lernen, aufzufassen, wird größer, strebt weiter, wird stets erfüllter mit Geist.

Die Seeanemone wird zum Tintenfisch, wird Fisch, aus anfänglichem Schlängeln wird Schwimmen, wird Kriechen; Fisch wird Schnecke, wird Echse; aus Kriechen wird Gehen, Laufen, Fliegen. Lebende Wesen greifen nach einander, Geist springt dazwischen.

Aus Tropismus wird Duft, wird Reiz, wird Erregung, wird Liebe. Von der Echse zum Fuchs, zum Affen, zum Menschen, in einem Blick, einem Wort, treffen wir uns. Berühren uns, sterben, dienen ahnungslos dem Geist, tragen ihn weiter, pflanzen ihn fort. Immer beschwingter der Geist, immer größer seine Sprünge. Wir lieben jemanden weit weg, jemanden, der lange schon tot ist.

„Der Mensch ist das Gefäß des Geistes,“ schreibt Erich Heller. *„Geist ist der Reisende, der, auf der Durchreise durch der Menschen Land, die menschliche Seele heißt; ihm zu seinem, des Geistes, rein geistigem Bestimmungsort zu folgen.“* Aus der Nähe betrachtet ist der Weg des Geistes ein wunderbarer Pfad, es ist eine glitzernde Schneckenspur im nachtdunklen Wald; aber aus größerer Höhe geschaut, verschmelzen die kleinen Windungen, zu einer gradlinigen Bahn. Der Mensch hat einen Vorsprung erreicht, von dem aus sich ihm ein Blick zurück eröffnet.

Über Tausende von Jahren hinweg hat er klare Sicht, und auch darüber hinaus lässt sich im Dunst weiter zurückliegender Jahrtausende noch manches erkennen. Jenseits der unsteten Kurven unseres letzten Wegstücks erstreckt sich ein schwimmender Pfad geradlinig zurück durch die unermesslichen Weiten.

Der Mensch hat den Weg nicht begonnen, und wird ihn auch nicht beenden, aber jetzt ist er es, der ihn geht, der die Pässe überwindet, die Schluchten durchquert. Wessen Weg ist das, den wir da bewältigen? Nicht der des Menschen; denn dort erst fangen seine Fußtritte an. Nicht der des Lebens; denn auch hinter dem Anfang des Lebens reicht der Weg noch zurück.

Geist ist der Wanderer, er ist es, der jetzt das Reich des Menschen durchmisst. Wir haben Geist nicht geschaffen, haben ihn nicht im Besitz, können ihn nicht eingrenzen, sind nur seine Träger. Wir übernehmen ihn von unbewussten und vergessenen Formen, tragen ihn durch den uns gesteckten Zeitraum, werden ihn, vermehrt oder verringert, weiterreichen, an die, die nach uns kommen.

Geist ist der Reisende, wir sind sein Transportmittel.

Geist erschafft, Geist zerstört. Schöpfung ohne Zerstörung ist unmöglich, Zerstörung ohne Schöpfung lebt von vergangener Schöpfung, reduziert Form auf Materie, zielt auf Reglosigkeit.

Geist erschafft mehr, als er zerstört, wenngleich nicht zu jeder Jahreszeit, nicht einmal in jedem Zeitalter; deshalb diese Windungen, diese Wendung zurück, worin das Verlangen der Materie nach Reglosigkeit zerstörerisch triumphiert, und dieses Mehr an Schöpfung führt zu jenem beständigen Geradeaus.

Vom Urnebel der Materie zu den Spiralnebeln der Milchstraßen und zur Regelmäßigkeit der Sonnensysteme, von geschmolzenem Fels, zu einer Erde aus Luft, Land und

Wasser, aus der Tiefe zum Licht, zum Leben, von der Empfindung zur Wahrnehmung, vom Gedächtnis zum Bewusstsein - der Mensch ist jetzt ein Spiegel, der Geist sieht sich selbst.

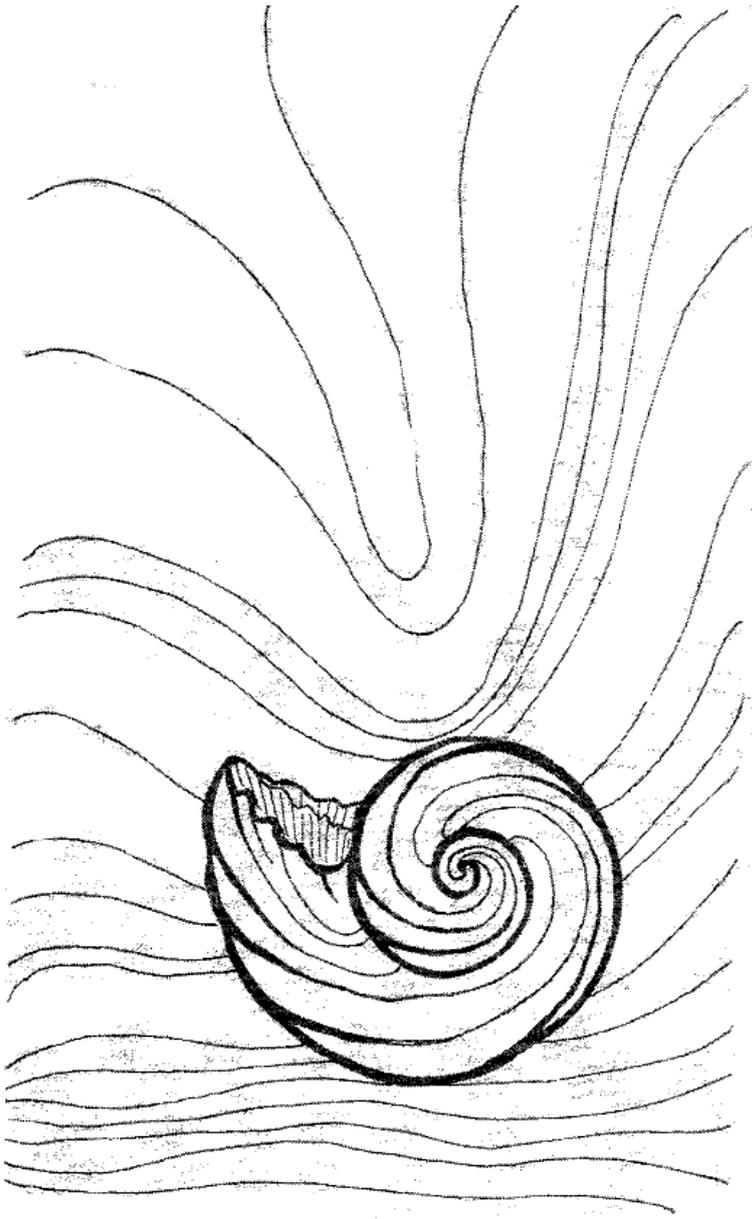
Im Fluss wenden sich Strömungen zurück, wirbeln Strudel. Der Fluss selbst stockt, verschwindet, taucht wieder auf, fließt weiter.

Die Entwicklung von Form, wachsendem Bewusstsein, der Fortgang von der Materie zum Bewusstsein, zum Denken, das ist die Grundrichtung. Der Einklang des Menschen mit der Natur besteht in der Fortsetzung dieser Reise auf ihrer uralten Bahn, hin zu größerer Freiheit und Bewusstheit.

Wir sind Überlebensmaschinen, bekennt Richard Dawkins offen: 'Wir sind blind programmiert zur Erhaltung der selbstsüchtigen Moleküle, die Gene genannt werden. Dies ist eine Wahrheit, die immer noch mit Staunen erfüllt. Obwohl sie seit Jahren bekannt ist, scheinen wir uns niemals daran gewöhnen zu können, und eine Hoffnung bleibt, dass es gelingen möge, auch andere in Erstaunen zu versetzen.'

Am Anfang war Einfachheit. Es ist schwierig zu erklären, wie ein einfaches Universum begann. Noch schwieriger wird es, das plötzliche Entstehen einer vollständig entwickelten, komplexen Ordnung zu erklären, des Lebens, oder eines Wesens, das in der Lage ist, Leben zu schaffen.

(Auszugsweise von Richard Dawkin aus : 'On not knowing how to live' von Allen Wheelis 1975 Publisher Harper& Row.Inc. N.York)



I. Kapitel .

Ich habe dich geträumt - und darum gibt es dich.

Niemand sah das Kanu in den Schlamm einsinken. Niemand sah ihn in der tiefdunklen Nacht an Land gehen. Nur wenige Tage vergingen, als alle Bewohner des kleinen Ortes wussten, dass ein schweigsamer Mann aus dem Süden gekommen war. Seine Heimat war eines der zahlreichen Dörfer am oberen Flusslauf, es war an den schroffen Berghang gebettet, wo die Sprache noch keinen deutlichen Klang hatte.

Alle wussten auch zu sagen, dass der schweigsame Mann den Schlamm der Uferböschung geküsst hatte. Er hatte sich am Gestade hochgezogen und seine Hände verletzt.

Taumelnd und blutend erreichte er die Mauer des Tempels, auf der Pferde und Tiger aus Stein gemeißelt standen. Der Rand des Tempels war von Feuerbrünsten gezeichnet. Aus dem Sumpfgebiet wucherte Gesträuch.

Es wuchsen hohe alte Bäume, die nicht direkt als Wald bezeichnet werden konnten. Vielleicht früher einmal, als sowohl Tiger als auch die Pferde noch feuerfarben waren. Jetzt glichen sie der Asche.

Der fremde Schweigsame streckte sich unter den großen Skulpturen aus.

Als die Kraft der Sonne zu wärmen begann, erwachte er. Ohne zu erstaunen stellte er fest, dass seine Wunden vernarbt waren.

Er schloss die Augen und schlief wieder ein, so, als sei es ihm befohlen worden; als sei es seine Aufgabe zu schlafen.

Der Mann wusste, dass dieser Tempel der Ort war, den er erreichen wollte.

Er stellte fest, dass es den rastlos wuchernden Bäumen und Sträuchern noch nicht gelungen war, diese alten Mauern zu ersticken.

Gegen Mitternacht weckte ihn der Schrei eines Vogels. Spuren nackter Füße, ein paar Feigen und ein Krug mit frischem Wasser belehrten ihn, dass die Einheimischen seinen Schlaf beobachtet hatten.

Sie fürchteten einen Zauber.

Angst kroch in ihm hoch. In der zerfallenen Mauer suchte er nach einer Grabnische und versteckte sich unter unbekanntem Laub.

Er wurde von einem Vorsatz getrieben, der nicht einfach, sondern übernatürlicher Art war.

Er wollte einen Menschen träumend schaffen. Er wollte ihn bis in die kleinste Einzelheit erträumen, und ihn der Wirklichkeit aufzwingen.

Dieses magische Vorhaben hatte allen Raum in seiner Seele verschlungen.

Wenn ihn jemand nach seinem Namen gefragt hätte, wäre er die Antwort schuldig geblieben. Wenn ihn jemand nach seinem früheren Leben gefragt hätte, wäre er schweigsam geblieben.

Der unbewohnte, in Trümmern liegende Tempel kam ihm gelegen, denn er bedeutete nur ein Minimum an sichtbarer Welt; auch die Nachbarschaft der Landbewohner bildete für ihn keine Probleme.

Sie versorgten ihn mit dem Notwendigsten. Sie brachten ihm Reis und Früchte. Das war für ihn ausreichende Kost. Er hatte nur eine Aufgabe: Schlafen und träumen.

Anfangs waren seine Träume chaotisch. Es dauerte nicht lange, bis sie dialektische Formen annahmen.

Der Fremdling versetzte sich träumend in den Mittel-

punkt der Bühne eines kreisrunden Amphitheaters. Viele schweigsame Jünger besetzten die Stufen; deren Gesichter schwebten in Jahrhunderte weiter Entfernung, waren aber deutlich.

Der Mann hielt ihnen Vorlesungen in Anatomie, Kosmographie und über die Seele. Die Gesichter lauschten gespannt; sie waren bemüht, verständig zu antworten, als ahnten sie den schwerwiegenden Sinn dieser Prüfung, die einen von ihnen aus seiner leeren Scheinhaftigkeit erlösen und in die wirkliche Welt einschalten sollte.

Der Mann bedachte im Traum und im Wachen die Antworten seiner Geister, ließ sich nicht von Scharlatanen verblüffen, und witterte in gewissen Fragestellungen einen heranreifenden Verstand.

Er war auf der Suche nach einer Seele, die würdig sein sollte, am Weltall teilzuhaben.

Nach dem Ablauf von zehn Nächten sah er voller Bitterkeit ein, dass von jenem Teil der Jünger, die seine Lehre passiv aufnahmen, nichts zu erwarten war, wohl aber von jenen, die sich hier und da zu einem vernünftigen Widerspruch hervorwagten.

Die einen, wenn sie auch Liebe und Zuneigung verdienten, konnten nie zu Individuen aufsteigen, die anderen hatten an Dasein schon ein wenig mehr voraus.

Bald gehörten auch die Nachmittage dem Träumen, und er war nur noch am Morgen einige Stunden wach.

An einem Nachmittag verabschiedete er für immer das ungeheuerere Wahnkolleg und blieb mit einem einzigen Schüler allein.

Es war ein schmaler, in sich verschlossener Jüngling, der sich zuweilen ungebärdig aufführte, und dessen scharfe Gesichtszüge jenem Mann nachgebildet waren, der ihn geträumt hatte.

Er war eine Zeitlang niedergeschlagen, weil seine Mitschüler so jäh beseitigt worden waren. Die Fortschritte, die er in ein paar Einzelstunden machte, versetzten seinen

Lehrer in Erstaunen. Dennoch kam es zur Katastrophe. Eines Tages tauchte der Mann aus dem Schlaf auf, als käme er aus einer klebrig feuchten Einöde; er sah das Licht des sinkenden Tages, das er im ersten Augenblick mit dem Aufgang des Morgens verwechselte.

Plötzlich begriff er, dass er nicht geträumt hatte.

Während dieser Nacht und am folgenden Morgen brach die unerträgliche Helligkeit der Schlaflosigkeit über ihn herein.

Er nahm sich vor, den Wald auszukundschaften, und seine Kraft zu erschöpfen.

Doch er bekam nur Fetzen von einem dünnen Schlummer zu fassen; flüchtig geädert mit rohen Urvorstellungen, die zu nichts taugten.

Er wollte das Kolleg aufs neue um sich versammeln.

Kaum hatte er einige ermahrende Worte gesprochen, da verzerrte es sich und verschwamm. Tränen verbrannten seine alten Augen in den Stunden, die er jetzt fast anhaltend durchwachte.

Er begriff, dass die Aufgabe, den zusammenhanglosen und nirgends befestigten Traumstoff zu formen, sehr schwierig war. Er hatte versucht in alle Rätsel der höheren und niederen Ordnung einzudringen, dennoch war es schwerer für ihn, als aus dem Sand ein Seil zu flechten, oder den haltlosen Wind als Münze zu prägen.

Er begriff, dass ein Zusammenbruch am Anfang unerlässlich war.

Er schwor sich, die ungeheuere Halluzination, die ihn vom Wege abgeführt hatte, aus seinem Gedächtnis zu tilgen. Gleichzeitig hielt er Ausschau nach einer neuen Arbeitsmethode.

Noch bevor er damit begann, widmete er einen Zeitraum der Wiederherstellung seiner Kräfte, die der Fieberwahn angegriffen hatte.

Er gab das vorsätzliche Träumen völlig auf und erreichte,

dass er einen guten Teil des Tages schlafend zubringen konnte.

Wenn er innerhalb dieser Zeit noch einmal träumte, so hielt er sich bei diesen Träumen nicht auf.

Bevor er sich aufs Neue an seine Aufgabe band, wartete er, bis die Scheibe des Mondes vollkommen rund war.

Dann vollzog er seine Reinigung in den Wassern des Flusses, betete zu den Gottheiten der Gestirne, sprach die erlaubten Silben eines mächtigen Namens aus und schlief ein.

Fast im gleichen Augenblick träumte er von einem schlafenden Herzen.

In seinem Traum war es regsam, lebenswarm und geheim. Es hatte die Größe einer geballten Faust, und hing granatfarben im Dämmer eines menschlichen Leibes. Der hatte noch kein Gesicht und kein Geschlecht. Mit eindringlicher Liebe träumte er es während vierzehn mond heller Nächte. In jeder folgenden Nacht trat es ihm ein wenig deutlicher vor Augen. Er rührte es nicht an. Er begnügte sich damit es wahr zu nehmen, zu beobachten, manchmal auch mit dem Blick zu berichtigen. Er nahm es wahr und erlebte es aus vielerlei Entfernungen und unter vielen Gesichtspunkten.

In der vierzehnten Nacht streifte er mit dem Zeigefinger die Hauptschlagader entlang, und tat darauf dasselbe mit dem ganzen Herzen, sowohl außen wie innen.

Er war mit der Untersuchung zufrieden.

Aus weiser Überlegung ließ er eine Nacht ohne Traum verstreichen.

Dann griff er von neuem das Herz, rief den Namen eines Planeten und begab sich an die Schau eines anderen wichtigen Organs.

Noch bevor ein Jahr um war, hatte er es bis zum Skelett und den Augenlidern gebracht.

Die größte Mühe bereitete ihm das unzählbare Haupt haar. Er träumte einen voll ausgebildeten Menschen, ei-

nen Jüngling. Doch dieser richtete sich weder auf, noch sprach er, noch konnte er die Augen aufschlagen.
Der schlafende Magier träumte ihn Nacht für Nacht.
In den gnostischen Kosmogonien kneteten die Demiurgen einen rohen Adam, der nicht aufrecht zu stehen vermochte. So ungeschickt und roh und elementar wie dieser Staubkloß Adam, war der geträumte Adam, den die Nächte des Magiers zustande gebracht hatten.
Eines Abends war der Mann nahe daran sein Werk zu vernichten, doch er schaffte es nicht. Vergeblich betete er zu allen Geistern der Erde und des Flusses, warf sich zu Füßen eines göttlichen Standbildes nieder, und erflehte eine unbekannte Hilfe.
In dieser Abenddämmerung träumte er von einem Standbild.
Er träumte es lebendig, vom Leben durchpulst; es war keine hässliche Kreuzung zwischen Tiger und Pferd, sondern diese beiden Geschöpfe gleichzeitig, aber auch ein Stier, eine Rose, ein Sturm.
Dieses vielgestaltige Wesen offenbarte ihm, dass es auf Erden Feuer heiße, dass in diesem kreisförmigen Tempel Opfer für ihm dargebracht worden seien - und dass er durch Zauber dem erträumten Menschengespinnst Leben einhauchen wolle, dass alle Geschöpfe, mit Ausnahme des Feuers selber und des Träumers - einen Menschen aus Fleisch und Bein, in ihm erblicken sollten.
Er befahl, dass er jenen nach Unterrichtung in den Riten, zu dem anderen zertrümmerten Tempel schicken sollte, dessen Pyramiden am unteren Flusslauf noch bewohnbar waren, damit in diesem verlassenen Bauwerk eine Stimme seinen Namen künde.
Und während der Magier träumte, erwachte in diesem Traum die geträumte Gestalt zum Leben. Und der Mann befolgte die Anweisungen, die er erhalten hatte.